

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 39 (1987)
Heft: 9

Rubrik: Medien aktuell

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sabine Schneeberger

That's cool, that's trash – «Sounds»

«Warnung des Gesundheitsministers, Sounds lose kha di schlächte Gschmack fördere». Manche DRS-3-Hörer mögen tatsächlich von ihrem Sender ablassen, wenn zwischen acht und zehn Uhr abends die «viel-sitig aber vielsitig Sändig» über den Äther rauscht. Andere wiederum werden ganz zappelig, wenn es gegen acht Uhr geht und kein Radio in Hörweite steht. «Sounds» – die Warnung des «Gesundheitsministers» deutet es an – macht süchtig. Wie bei jeder Sucht kommen nicht alle auf den Geschmack. Vor acht Uhr abends säuselt es dann auch meist signetgemäß ohrwurmig aus den Boxen: Man nehme Evergreens, gebe aktuelle Hits dazu, mische gut mit unauffälligen Langweilern und bringe das Ganze in harmonische Reihenfolge.

Um den privaten Lokalsendern die Stange zu halten, wird «vornehme Bescheidenheit» geübt. Nur kein Profil zeigen? Gerade das Schweizer Radio dürfte, könnte und müsste eine Alternative zu den Privaten bieten.

Doch ich blase nicht länger Trübsal, denn: Es gibt «Sounds», «d'Sändig wo seit, wo's dure goht, unbescheide wie immer». «Sounds» wurde 1973 geboren. Hebammen waren unter anderen Christoph

Schwegler und Willy Bischof. Seither informiert «Sounds» über die aktuelle ab- und unabhängige, nationale und internationale Musikszene, hält sich nicht an Playlists (von den Hitparaden diktierte Listen), sondern verlässt sich einzig und allein auf den Geschmack seiner Musikredakteure.

Seine ersten fünf Lebensjahre verbrachte «Sounds» im Rahmen des Samstag-Magazins «5 nach 4». Als einziges Sendegefäß für rockige U-Musik, musste es bis Ende 1978 einige Kompromisse eingehen, musste auch kommerziellere Produktionen vorstellen und das alles in einem zeitlich sehr engen Rahmen.

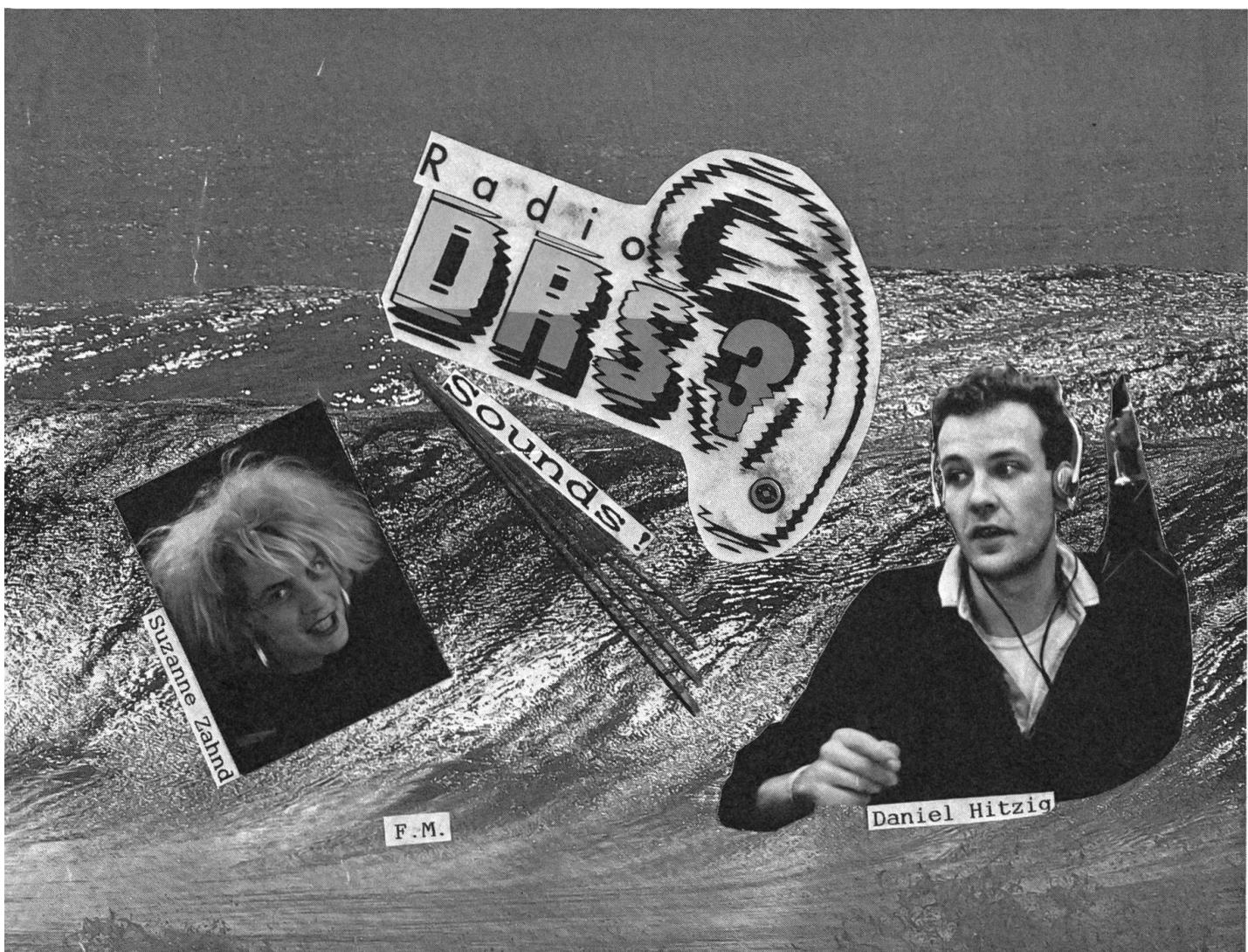
Dann, Ende 1978, fand «Sounds» einen täglichen, stereofonen Platz zwischen der Kinder- und der Gastarbeitersendung auf DRS 2. Dazu gesellte sich auch eine «Sounds»-Special-Ausgabe, die vertiefte Informationen über ausgewählte Bereiche der Musik bot, vergleichbar mit den heutigen DRS-3-«Specials». Mit der Erweiterung von Radio DRS um das dritte Programm Ende 1983 rutschte «Sounds» in das mon- bis samstägliche Abendprogramm, wo es sich bis heute behaupten konnte.

Im Gegensatz zum Tagesprogramm zeigt «Sounds» keine Ambitionen, ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Die Sendung zielt vielmehr kompromisslos auf eine kulturell interessierte Randgruppe, zu der auch seine Macher gehören: Urs Musfeld, Spezialist in Sachen englische New Wave und kontinentale Avantgarde, und Martin Schäfer, auf Amerikanisches spezialisiert, besorgen die Musikauswahl. François Mürner, Suzanne Zahnd und Daniel Hitzig wechseln sich in der Senderedaktion und -moderation ab.

Informationen aus fernem

Szenen liefern aus London Hans-Peter Küenzler, aus New York Hans Keller alias Düsi, aus Los Angeles Claude Etique und aus Paris Christian Gasser. Sie sprechen über Telefon «direkt» ins «Sounds», reportieren Konzerte, «Stars» und Klatsch oder teilen ihre Meinung über ein kulturelles oder gesellschaftliches Phänomen ihrer Region mit, dies beispielsweise im Rahmen eines «Sounds subjektiv». Interviews mit Künstlern sind ein weiterer wichtiger Bereich von «Sounds». Entweder stammen sie von den auswärtigen Mitarbeitern, oder werden von den Redaktoren selber realisiert. Während der Sendung sind die Moderatoren ganz auf sich gestellt, mischen Platten, Bändchen, Jingles und die eigenen Stimmen selber und jubilieren alleine im Studio, abgesehen von kurzen telefonischen Unterbrechungen durch Fans und Interessenten.

Seit «Sounds» im Abendprogramm läuft, werden neben neuen Platten auch Bücher, Filme und Videos vorgestellt. Auch hier wird berücksichtigt, was den Machern selber gefällt oder was alternative Buchhandlungen empfehlen. Diese Informationen sind im wöchentlichen Turnus zu hören: Montags stehen die alternativen Charts und Klatsch auf dem Programm, dienstags die Musikpresse-schau oder hin und wieder Specials, beispielsweise Künstlern wie Nick Cave oder James Brown gewidmet. Mittwoch ist der Computer-, Comix- und Videoabend und, um es nicht zu vergessen, der lästige «Verbrechen auf Schallplatte»-Abend. Donnerstags werden die Büchercharts engagierter Buchläden präsentiert und freitags Videos und Filme empfohlen. Hier dürfte etwas kritischer ausgewählt und fundierter rezensiert werden; nach dem Motto ««Sounds» – d'Sändig wo liefe-



ret, statt laferet». Vierzehntäglich gibt es freitags von Hörern gewünschte Platten zum «Miteinnehmen auf die einsame Insel» oder Hörer-Video- und Bücher-tips. Der Samstag schliesslich steht unter dem Motto «Kei grossi Wort, derfür viel Musig, geili Musig», die äusserst pro-gressiv rockend einherzieht.

Wie eine Leserumfrage des Schweizer Musikmagazins «Music-Scene» zeigte, kommt dieses Programm auch gut an: «Sounds» ist die beliebteste Sendung, DRS 3 der beliebteste Sender und der Basler François Mürner der beliebteste Moderator.

Interview mit François Mürner

François Mürner verbrachte seine ersten «Radiojahre» in England, wo er das Metier «in the english way» erlernte. 1978 in die Schweiz zurückgekehrt, stieg er bei «Sounds» ein und krempelte das technische Konzept um: Er schmiss auf Anhieb alles selber, was sich als spontaner und abgerundeter erwies. Seinen frischen Humor und seine Ideen, mit der gesunden Portion Grössenwahn im Hintergrund, konnte er bis heute konser-vieren. Ich unterhielt mich mit ihm in erster Linie über «Sounds», aber am Rande auch über DRS 3 und die SRG.

Welche Funktion sprichst Du der Sendung Sounds zu?

Wir informieren, unterhalten, regen an. Zwei Drittel Musik-, ein Drittel Kulturinformation. Es geschieht unheimlich viel in der Kultur- und Musikszene. Auf DRS 3 und speziell im Abendprogramm können wir weiter gehen als die Kommerzkonkurrenz – ein breiteres Spektrum aufzeigen – und genau das tun wir.

Wie informiert Ihr Euch?

Wir bekommen sehr viel direkt. Die Sendung kennt man weit über die Landesgrenzen hinaus. Englische, amerikanische, gar australische Plattenfirmen, schreiben uns direkt an. Wir haben sehr viel Material; was wir nicht haben, organisieren wir uns.

Wir sind grosse Musikfans,

François Mürner, Mitglied der Senderredaktion und -moderation von DRS 3.

telefonieren laufend mit unseren Leuten an der Front, auch wieder Musikfans, da läuft das Buschtelefon täglich. Ein Mitarbeiterkreis, den wir über Jahre aufgebaut haben, informiert uns direkt aus London, New York, Los Angeles und Paris.

Die schreibende Presse, Musikpresse usw., benützen wir eigentlich nur als Bestätigung. Das heisst, wir nehmen einfach zur Kenntnis, ah die schreiben jetzt auch über die Bands, die wir schon seit Wochen regelmässig spielen und freuen uns. Wir warten nie bis die sogenannte Musikpresse reagiert. Wir verlassen uns auf unseren Geschmack. Auch auf unsere Hörer. Wenn wirklich etwas sehr gut ist, dann reagieren unsere Hörer unglaublich schnell: Wenn ein Thema oder eine Platte gut ist, läuft das Telefon noch während der Sendung heiss.

Nach welchen Kriterien stellt Ihr das Musikprogramm zusammen? Wenn ich Dich richtig verstanden habe, ist einzig die Substanz, also der musikalische Gehalt ausschlaggebend.

Genau das. Uns interessiert: Ist die Musik originell, ist sie gut, sagt sie uns etwas – jetzt. Davor gehen wir aus. Zuerst muss man Musik spüren, dann entdeckt man all die Schichten, die darunter sind. Für uns ist Rock immer noch ein Flugblatt der Subkultur – ein sehr wirkungsvolles. Künstler sind das Gewissen der Gesellschaft.

Weshalb spielt Ihr gewisse Musikstücke täglich? Existiert bei Euch so etwas wie eine alternative Playlist?

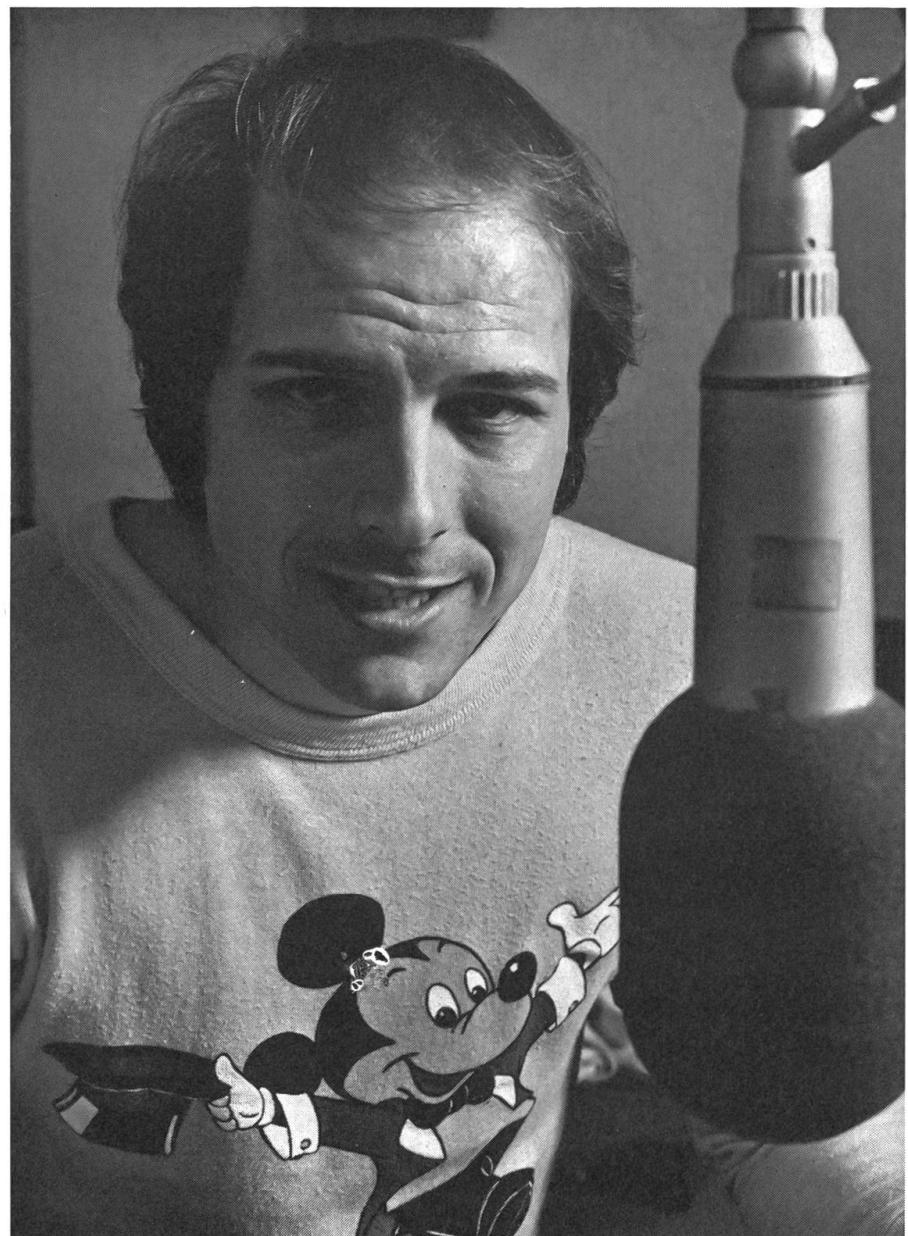


Foto: Hans-Peter Kehrer

Nein, wir sehen uns nicht als Schaufenster der Industrie, die am liebsten nur fünf Produkte hätte, die reissenden Absatz fänden, als deren 7000 aller Schattierungen, die nicht kalkulierbar sind und auf denen sie möglicherweise sitzenbleibt. Wir machen nicht das Gegen teil, weisen aber darauf hin, dass es nicht nur die Hitparade gibt, sondern noch wahnsinnig viel rechts und links davon.

Wenn wir ein Stück wiederholt spielen, geschieht dies aus reiner Lust am Hören: Wir haben immer wieder Sachen, da stehen uns die Haare zu Berge – so gut, so neu, so anders, so

originell tönen die. Gewisse Sachen spürt man einfach; wir alle. Wir halten nur den Spiegel hin.

Die Musik im Rahmen des Sounds würde ich nicht als Teppich bezeichnen, wie wir ihn vom Tagesprogramm her kennen, stellt sie doch Ansprüche: Ein aktives Hören wird gefordert. Was bedeutet das Medium Radio für Euch?

Radio ist Gedankentheater, vergleichbar mit dem Lesen eines Buches. Die Musik wirkt auf den Hörer: Wir spielen ein Stück, und ich bin sicher, im Kopf je-

des Hörers läuft ein anderer Film ab zu diesem Soundtrack. Bei uns ist das natürlich noch viel ausgeprägter als im Tagesprogramm. Abends hört man viel bewusster Radio. Tagsüber muss dazu gearbeitet oder gehaushaltet werden; abends nimmt das Radio einen ganz anderen Stellenwert ein. Deshalb haben wir bewusst diese an und für sich schlechte Zeit gewählt, um zu zeigen, was neben dem traditionellen Tageslaufprogramm noch existiert.

Stellt Ihr einen Bezug zum Tagesprogramm her oder seid Ihr total unabhängig?

Klar, wir sind ein Teil von DRS 3, ein wichtiger Teil. Wir haben Speerspitzen-Funktion. Wir spielen die neue Musik zuerst, zeigen, wo es hingehört. Sehr viele Künstler, die wir entdeckt und/oder gefördert haben, sind jetzt im Tagesprogramm und werden auch von anderen Radiostationen gespielt.

Wir könnten noch viel progressiver sein, kennen aber die Grenzen: Wenn wir weiter gehen würden als jetzt, würden sich viele Leute gar nicht zuschalten, während wir jetzt erfolgreich sind. Das ist keine Zensur, eher eine Frage der richtigen Mischung.

Dafür betreibt Ihr offene Zensur: Mit der Begründung, dies oder jenes gefalle Euch nicht, wird ein Stück angesprochen aber nicht gespielt.

Hast Du das bei uns gehört? Aber nicht bei mir...

Doch.

Nein.

Es ging um ein Demobändchen. Du meintest, es sei nicht gut, also würdest Du es nicht spielen. Von diesem Antippen und

Nicht-Ausführen habe ich als Hörer überhaupt nichts. Ich kriege höchstens einen Informationsfrust.

Das hast Du nicht bei mir gehört. Normalerweise passiert das nicht. War es Dani?

Nein, ich bin sicher, dass Du es warst.

Ich wüsste es sonst. Wir haben schon lange nichts mehr zertrampft. Vor zweieinhalb Jahren gab es mal eine Zeit, da war wirklich nichts Neues mehr vorhanden, aber dann spielten wir nicht irgendwelches unüberzeugendes Zeug, sondern griffen auf Altes zurück.

Ich möchte den Vorwurf zurückweisen.

Ich bin nicht die Einzige, die das feststellen musste.

Ich bin nichts anderes als ein grosser Radiohörer. Das würde ich nie machen, das würde mich ja genauso frusten.

Gut, lassen wir das und kommen wir zu einem anderen Thema: Mit den neuen Rubriken wird «Sounds» langsam zu einer «Chrut- und Riebli-Sändig». Wie kommen diese Buch-, Video- und Computereinlagen bei den Hörern an?

Wir gehen davon aus, dass viele Leute keine Gelegenheit haben, tagsüber Radio zu hören. Die kriegen all diese Informationen nicht mit. Natürlich können wir in unseren zwei Stunden nicht die ganze Kulturszene aufarbeiten. Deshalb beschränken wir uns auf das, was uns selber gefällt, denn wir glauben, dass unser Geschmack ziemlich mit dem unserer Hörer übereinstimmt. Wenn also die Musik, die wir im Moment spielen mit irgend etwas ungefähr gleichläuft, sei das ein Buch oder ein

Film, dann integrieren wir das. So haben wir regelmässig Rubriken, auch aus organisatorischen Gründen.

Die Idee der Computermailbox ist, diese Computermen-schen zusammenzubringen. Auf dem Computer rumzuhacken ist nämlich eine sehr einsame Angelegenheit. Viele lieben das – vielleicht gerade deswegen. Trotzdem wollen wir ihnen die Möglichkeit geben, Tips und Informationen auszutauschen. So haben wir diesen Versuchsbalon gestartet – einfach für «Sounds» im Abendprogramm – und festgestellt, dass ein gros-ses Interesse besteht: Die Leitung ist dauernd besetzt.

Für mich laufen diese Rubriken in Richtung Kommerz. Über-haupt dürfte das DRS 3-Tages-programm mehr Profil zeigen, besonders in der Musikaus-wahl.

Viele der Älteren finden es jetzt gerade richtig: möglichst breit und viele ältere, bekannte Sachen drin. Andere sind der Mei-nung, man dürfte ruhig etwas anziehen. Wir setzen uns täglich damit auseinander.

Und Ihr vom Sounds setzt Euch für ein Anziehen ein?

Ja, aber nicht in die falsche Richtung.

Was wäre die falsche Richtung?

Irgendwie Rock, wie ihn sich der kleine Maxli vorstellt, so à la siebziger Jahre: also bum bum bum.

Anziehen wäre eher einmal mehr Stan Ridgway, dafür ein zuckeriger Oldie weniger. Aber wir reden nur von ganz kleinen Korrekturen: auf 360 Grad etwa 20 Grad Abweichung. Die einen wollen diese 20 Grad in diese Richtung und wir in eine andere. Ich spreche jetzt gar nicht von

einem Stilwechsel. Ich will nur nicht zum zehntausendsten Mal irgendwas; lieber fünf mal mehr neue Sachen. Das kommt im Tagesprogramm zu wenig.

Unsere Aufgabe im Abendprogramm ist – klar wir können weiter gehen als das Tagesprogramm, und DRS 3 geht schon weiter als andere vergleichbare Radiostationen –, noch etwas weiterzugehen, was nun nicht heissen will, dass wir nur noch neues Material spielen, denn dann fühlen sich die Hörer abgestossen; sie müssen sich irgendwo festklammern können. Wir eigentlich auch – also ich habe gerne ein neues Stück, dann ein älteres, bei dem ich weiss, worum es geht, und das ich in Zusammenhang mit der neuen Musik stellen kann.

Die Wurzeln werden allerdings nicht besonders oft erläutert.

Martin Schäfer erklärt eigentlich schaurig viel. In die Notizen, die er zu den Platten legt, packt er sehr viel rein. Das ist mehr eine persönliche Frage, was und wieviel der Einzelne erwartet. Gewisse Leute wollen nur die Musik, andere wollen möglichst noch eine Textübersetzung oder die hinterletzten Angaben über die Instrumentbesetzungen.

Ich habe momentan ein sehr gutes Gefühl; ich glaube wir liegen gerade richtig. Ich habe sogar das Gefühl, im Overdrive zu sitzen: Sehr viele Leute haben genug vom Immergleichen. Akustisch hast Du bei uns viel mehr als am Fernseher; wir können die ganze Nick-Cave-Platte spielen, während das Fernsehen höchstens einen Clip pro Gruppe hat.

Bei uns kriegst du mehr, und die Leute merken und schätzen das.

Das stimmt. Auch im Schweizer-Szene-Bereich bietet Ihr eine ganze Menge.

Die Schweizer-Szene spielen und pflegen wir seit Jahren. «Sounds» hat den höchsten Anteil an Schweizer Musik; mehr als die lokalen Radiostationen überhaupt je zusammenrammen könnten. Schweizer Künstler – zum Teil haben sie erst ein Demobändchen rausgebracht – werden bei uns gleich behandelt wie eine internationale Band mit CD-Aufnahmen.

Diese Behandlung kommt und kam bestimmt einige Schweizer Bands zugute.

Yello spielten wir, als sie noch völlig unbekannt waren; dann fragten alle: «Was, weshalb machst Du ein einstündiges Interview mit Yello – die haben ja nur eine Maxi rausgebracht.» Stephan Eicher, Kurt Maloo von Double und andere waren lange vor ihren Erfolgen unserem Abendpublikum bestens bekannt. Jene Gruppen erreichten durch uns einen gewissen Bekanntheitsgrad – rein auf Grund einer Demokassette, die sie uns schickten. In selteneren Fällen trauen sie sich nicht. Dann fragen wir selber nach. Schlussendlich haben wir gute Musik in der Sendung. Woher sie kommt und welche politische Färbung sie hat, ist uns egal. Aussagen sind immer politisch – Rock ist sehr politisch.

Lässt die SRG genügend Freiheit?

Die SRG lässt viel kreativen Spielraum und ist momentan die interessanteste aller Möglichkeiten.

Wäre mehr Kreativität denkbar?

Jein. Schliesslich wird ein Sender immer mit Leuten gemacht. Du kannst schon kreativ sein, aber du musst dann gut kreativ sein. Du kannst die Hörer nicht terrorisieren mit deiner Kreativi-

tät, du kannst nicht rund um die Uhr in zehntausend Richtungen gehen, dann nervst du, dann ermüdet es auf eine Art und Weise. Es braucht manchmal ruhigere Momente. Du kannst nicht einfach den ganzen Tag eine Sause ablassen. Das Leben ist auch nicht so. Ich meine, die Sause konzentriert sich auf einmal pro Woche, bei andern vielleicht dreimal pro Woche, das aber auch nicht lange.

DRS 3 entspricht wahrscheinlich schon unserer Deutschschweizer-Mentalität. Deshalb ist es auch so erfolgreich.

Wir vom Abendprogramm haben, hochgerechnet auf die Leute, die abends zuhause sind und Radio hören, eine sehr gute Zuschaltquote. In Zürich hören uns von den unter 30jährigen bis zu 60 Prozent zu.

Gerade in Randzeiten investieren die privaten Sender wenig. DRS 3 Hörer schätzen unsere präzise, vielleicht sogar witzige Information am Abend. Die Sendung hat trotz dem anspruchsvoller Konzept eine zunehmende Zuhörerzahl; wir bekommen Berge von Post aus dem In- und Ausland, vor allem aus Deutschland. Wir lieben das sehr tolerante Abendpublikum. Kurz, wir sind rundum zufrieden. ■

François, ich danke Dir für das Gespräch. ■

Lothar Ramstedt

Selbstverlust im Eigenheim

Zur Fernsehserie «Die Montagsfamilie» im Frauenprogramm der ARD

Die Welt scheint im Nachmittagsprogramm noch in Ordnung zu sein. Eingebettet zwischen der ersten ARD-Tagesschau-Ausgabe und dem Nachmittagsmagazin «Mona – ein Programm für Lisa», einer Anhäufung von Designer-Kurzporträts und Video-Clips über die Mode- und Luxusartikel-Branche, erhalten wir in der «Montagsfamilie» noch 13 mal Einblick in das «Intérieur» der Familie Schröder zwischen Frühstückstisch und Ehebett.

Z'Vieri-Fernsehen als Schonkost für daheimbleibende Frauen im einschaltenschwachen Nachmittagsgetto (unter 10 Prozent). Zur Kaffee-und-Kuchen-Zeit läuft im ZDF die Serie «Jugendstil», im TV DRS «Lotos», ein Yoga-Kurs, oder der informative «Treffpunkt» in der Rubrik «DRS nach vier» und im ORF sind Kindersendungen wie «Mini-Zip» angesagt.

Das Low-Budget der Nachmittagsprogramme rechtfertigt nicht die Einfältigkeit des Angebots. Viele Videogruppen, junge Filmdebütanten und Absolventen der Filmschulen warten auf eine Chance. Doch der «Zweite Bildungsweg» für Hausfrauen wird nun auch mit Serien geplastert. Sie haben sich für Veranstaalter und das zunehmend politikscheue Publikum als «Entsorgungspark» bewährt und bilden die wichtigste Säule der Fernsehunterhaltung mit ihren Themen- und Übertragungsangeboten gegen labile Identitätsgefühle der Zuschauer.

Die Fernsehfamilie der Schröders muss mit einem viermal

kleineren Budget auskommen als die Krimiserie «Tatort». Das hat produktionstechnische und dramaturgische Konsequenzen: Die Einheit von Ort und Zeit wird gewahrt. Der Schauplatz, ein Reihenhaus im grossstädtischen Suburb, wechselt fast nie.

Keine leichte Aufgabe für das Team und den Regisseur Kaspar Heidelbach, der mit 25 Leuten in räumlicher, zeitlicher und finanzieller Enge in 62 Tagen die Serie zu filmen hatte. Einem Drehtag entsprechen fünfeinhalb Minuten Filmzeit. Spektakuläre Schauwerte und Action-Szenen verbieten sich da von selbst. Aber darauf kommt es auch nicht an. Es bleibt die Form eines Kammerspiels.

Die radioerfahrene Autorin Ursula Haucke, Schwester des Hauptdarstellers Gert Haucke, schrieb ihre erste Fernsehserie fern vom Kleinbürgerdrama und Cinéma Vérité. Der Probelauf von sechs Folgen (2. Juni bis 14. Juli 1986), veranlasste den Produzenten Gerhard Schmidt (scripts and films Produktion), die Serie von insgesamt 19 Teilen fortzusetzen.

Seit 16. März, jeweils montags, 16.00 (mit Ausnahme 16.25 am 4. Mai), unterbrochen von der Sommerpause, kann das weibliche Publikum den langen Marsch durch das deutsche Wohnzimmer vom 21. September bis 26. Oktober weiterverfolgen. Leichtzüngig-gefällige Dialoge mussten die nicht nur filmische Beschränkung wettmachen.

Die Zuschauerin kann zwischendurch wegsehen und braucht ihre Hausarbeit nicht zu unterbrechen.

Mit der obligaten Vorspann-Totalen über die Dächer der Siedlung setzt auch die heiter-jazzige Piano-Combo-Musik ein. Mit eingängigen Terzen, Sexten und Streichersound unterlegt, schleicht sie sich ins Ohr und markiert szenische Einschnitte.

Sie stammt von Manfred Schoof, der in den sechziger Jahren die europäische Jazzszene mitformte.

Alle Gestaltungsmittel dienen dazu, eine leicht konsumierbare Oberfläche zu schaffen, und verformen sich zum glatten Design einer Seifen-Oper, die das Bedrohliche der krisenhaften inneren und äusseren Wirklichkeit abwehrt. Ohne Belästigung durch eigenständige optische Einfälle, mit holperigen Einstellungswechseln, wird die Serie als beschwingte Lebenshilfe-Animation gehandelt. Das Korsett der Dreissig-Minuten-Dramaturgie erlaubt keine differenzierte Handlungsentwicklung. Die Kamera bringt rasierspiegelartige Grossaufnahmen der Gesichter und brave Gruppenbilder am Familientisch in der «Wohnlandschaft», skandinavisch-modern mit antiken Einzelstücken und abstraktem Wandschmuck eingerichtet. Eine Wendeltreppe führt vom engen Flur zu den Intimräumen und, unerlässlich für die Schlusszzene, dem Elternschlafzimmer. Sogar ein Blick ins Bad wird gestattet, wo der nackt-heitsbremsende Schaum die Dame des Hauses beim Schönheitsbad einhüllt. Sauberkeit in Familienserien ist nicht erst seit der AIDS-Gefahr geboten.

Auf den Alltag und Sendetermin anspielend, handelt die «Montagsfamilie» von launig ertragenen Turbulenzen und Frust für den Rest der Familie: Frau Helga Schröder (Ingeborg Schöner) hat die ausgetretenen Pantoffeln satt. Sie will aus dem Hausfrauentrott ausbrechen, um ins Berufsleben einzusteigen. Ohne Arbeitsamt, Frauenorganisationen, Kirchen, «Manpower», erprobt sie ihr Leben außer Haus. Ihre Erlebnisse bilden das zielgruppenorientierte Rückgrat der Serie und die Plots in den halbstündigen Sendungen.

Helga probiert, wird ent-

täuscht, probiert weiter: als Verkäuferin, Tagesmutter, Urlaubsvertretung in einer Anwaltskanzlei, Vertreterin für einen Kosmetikkonzern, Nachschicht in einem Waschsalon und Beraterin für Lebenshilfe. Ihre Konflikte in der Arbeitswelt und die Ursachen der Stellenknappheit werden nicht illustriert, sondern die Auswirkungen ihrer Jobsuche auf den zwischenmenschlichen Bereich der Familie. Die hübsche, gepflegte Frau um die Vierzig, schlank, jugendlich wirkendes Identifikationsmuster in Jeans und kariertes Bluse, strahlt in Bewegung und Haltung Selbstbewusstsein, Lebensenergie und Initiative aus; keine Spur von «Midlifecrisis». Mit zwei wohlgeratenen Kindern an der Schwelle zum Erwachsenenalter, protest- und drogenfrei, keine Haustiere und Musikinstrumente, erinnert die Familie Schröder an die fünfziger Jahre, die, wie unsere Zeit, von einem dringenden Harmonisierungsbedürfnis erfüllt war. Die «Montagsfamilie» ist keine Satire, sondern dem nett-kalauernden Boulevard-Theater und der Stegreifkomödie nachempfunden.

Während Helga die Spannung zwischen Selbstsein und Gemeinschaft wieder lebendig machen will, bremst ihr selbstzufriedener Mann (Gert Haucke) erfolglos. Auch die Tochter Katja mault, doch später unterstützt sie die Mutter in ihrer Eigenständigkeit, ohne ihre Ansprüche an die Familie aufzugeben. Sohn Klaus, Aussenseiter der Familie, ist in Sambia als Entwicklungshelfer engagiert. Sein Zimmer wird vom Neffen Danni (Michael Roll) belegt. Dieser fügt sich vermittelnd in die Familie ein.

Der Ernährer Ernst verteidigt nörgelnd, aber lieb seine Geborgenheits- und Ordnungswünsche, auch wenn er staubsaugen und bügeln gelernt hat. Der

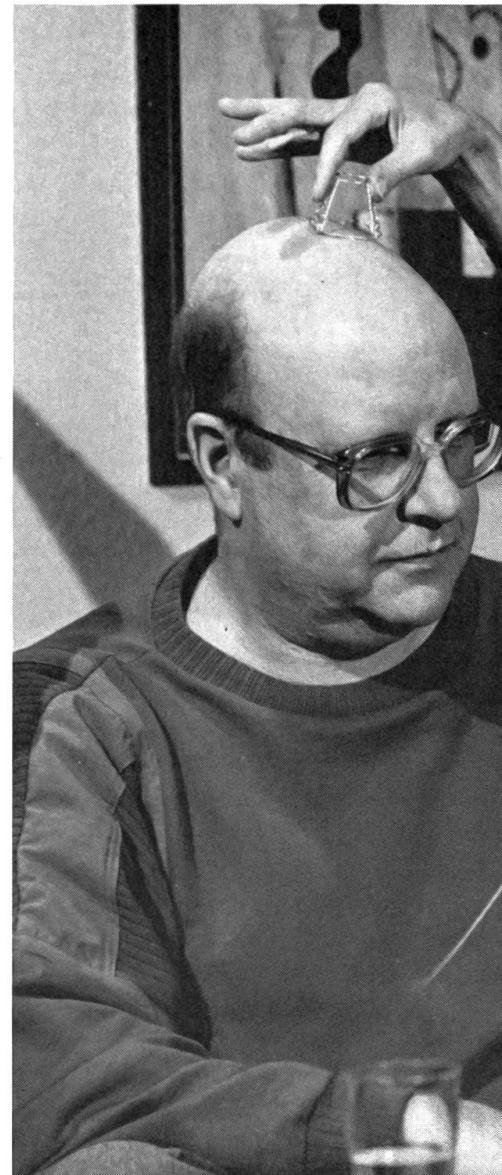
belebte Kahlkopf, mit Hornbrille an Heinz Ehrhard erinnernd, beugt sich zögernd kooperativ der Dynamik seiner Frau und ironisiert seine eingeschränkte Autorität. Er wirkt nicht wie ein Manager nach dem «Alpha-Training», aber strahlt Ruhe und Sicherheit aus.

Konsequent, aber locker wirkt seine Autorität, als er die «unmögliche» Liebe seiner Tochter zu einem kriselnd verheirateten älteren, attraktiven Anwalt zu beenden weiss. Nach einer Aussprache mit dessen Gattin, rettet er ihre Ehe und die Zukunft seiner Tochter. Ihr Liebeskummer wird rasch von Papi und Mami getrostet, indem beide über Irrläufer der ersten Liebe fabulieren: Liberal aufgeklärte Bevormundung, bei der die Tochter nicht lernt, selbstständig ihre Erfahrungen zu verarbeiten.

Der Generationskonflikt wird umgangen durch oft gekünstelt wirkende Partnerschaft und Anpassung an die Kinder. Kaum ein Tag vergeht ohne Schlafzimmerspalaver: Ernst liegt schon zeitungslesend im Bett, während Helga sich vor dem Spiegel abschminkt. Die Szenen würden anstandslos die Zensur des US-Moralpredigers Reverend Jerry Falwell passieren.

Kleine Einsturzgefahren im Zusammenleben, wie Helgas Lust auf eigene vier Wände in ihrer geerbten Eigentumswohnung, werden gemeistert und Streit endet nie in Zerwürfnissen. Die Finanzen der Mittelstandsfamilie sind in Ordnung, ihre Ausstattung ist auf dem aktuellen Stand.

Die Verhaltensäusserungen der «Montagsfamilie» bestehen aus verdeckten Anklammerungs- und Trennungsversuchen. Die Serie lebt denn auch vom Widerspruch vertrauter Vorstellungen von Familien Glück und dem Unbehagen daran. Die Illusion von Häus-



Statt Satire bloss nett kalauerndes Boulevard-Theater: «Die Montagsmaler» mit Gert Haucke und Ingeborg Schröder.

lichkeit wird ergänzt von der Illusion, sich in der Arbeitswelt verwirklichen zu können. Daraus hervor geht keine neue Lebensform, sondern der alte Kompromiss.

Die Kleinfamilie wird mit der Serie angesprochen: Das «Eltern-zwei-Kinder-System» wird besonders von Frauen als Isolierstation empfunden. Weit über die Hälfte der Scheidungsbegehrungen gehen von ihnen aus.

KURZ NOTIERT

SRG mit positivem Rechnungsergebnis

srg. Die konsolidierte Jahresrechnung 1986 der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) schliesst mit einem Ertragsüberschuss von 23,43 Millionen Franken ab. Die Rechnung weist ein um 33,20 Millionen Franken besseres Ergebnis aus als budgetiert. Diese positive Entwicklung ist ausschliesslich auf einmalige und ausserordentliche Verumständnungen zurückzuführen. So wurden die mit 10,6 Millionen Franken budgetierten Kredite für den Einbau der Teuerungszulage in die Eidgenössische Versicherungskasse nicht beansprucht, weil der Einkauf der Teuerung beim aktiven Personal vorläufig nicht zu erfolgen hat. Aus dem gleichen Grunde wurde der bereits im Jahre 1985 geleistete Teuerungseinbau in die EVK zurückerstattet.

Auf der Ertragsseite ist der Anteil der SRG aus dem Konzessionsgebührenertrag um 5,3 Millionen Franken höher ausgefallen als von den PTT-Betrieben veranschlagt. Bei der Fernsehwerbung konnten ebenfalls Mehreinnahmen von 4,5 Millionen Franken verbucht werden.

Das *Gesamtergebnis* der SRG-Rechnung ist allerdings für die beiden Medien Radio und Fernsehen getrennt zu betrachten. Während das Radio mit 38,3 Millionen Franken nach wie vor defizitär ist, weist das Fernsehen einen Ertragsüberschuss von 61,7 Millionen Franken auf. Wie in den Vorjahren muss weiterhin das Fernsehen das Radio-Defizit decken. ■



Aber das Prinzip Familie scheint zu überleben, obwohl seit Jahrzehnten ihre Immunschwäche gegen soziale Krisen weiter wächst.

Auch wenn Helga Schröder mit ihrer Freundin Verena über ihre Erfahrungen bei der Jobsuche ein Buch veröffentlichen will, werden ihre Motive und Sehnsüchte und ihre Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit nicht reflektiert. Sozialökonomische Tatsachen lassen sich nicht nur mit dem Motto «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott» lösen. Die Ideologie der Fernsehserie hält am alten Dilemma fest: Schwierigkeiten und Konflikte des Einzelnen, die aus der sozial- und wirtschaftspoli-

schen Unordnung kommen, werden privatisiert und fiktiv bewältigt.

Die Bewahrungshelfer des Status quo passen sich einer zunehmend entpolitisierten Öffentlichkeit in einer elektronisch renovierten Ellenbogengesellschaft an. Der gegenwärtige bundesdeutsche Minister Norbert Blüm appellierte schon 1981 an die «sanfte Macht der Familie» als Bollwerk gegen die kaputte Welt. Aber hält das Bollwerk? ■